

DIETRICH KORSCH

Endlichkeit und Unsterblichkeit

Am Nachmittag dieses Tages, zu diesem Tag, will ich nur ein Wort, nur einen Gedanken beitragen. Von Dieter Henrich haben wir gelernt, dass ein triftiger Gedanke ausreichen kann, systematische Zusammenhänge zu erschließen. Ob der triftig ist, den ich jetzt vortrage, wird sich zeigen. Ohne einen systematischen Anspruch ist er jedenfalls nicht.

Geburtstage sind Feste des Lebens. Warum das Leben zu feiern ist, kann man fragen. Das hat mit seiner Unwahrscheinlichkeit zu tun, im Ganzen und erst recht im Einzelnen. In der Weite des Kosmos: dieses Phänomen von Selbstbezogenheit im Medium des Anderen, leiblich und geistig, das Geschehen von Sich-Äußern und Sich-Verhalten – so zufällig, dass es schon kein Zufall sein kann. In der Mitte von Herz und Bewusstsein: dieses Wunder des Sich-Empfindens, einer eigenen Lebensgeschichte, eines kontinuierlichen Zusammenhangs von Erfahrungen und Mitteilungen – so kontingent, dass es ohne Sinndeutung nicht bleiben kann.

Feste sind Unterbrechungen des Alltags. Sie sind am Platz, weil der Alltag des Lebens alles andere als selbstverständlich ist, so sehr wir uns in ihm und auf ihn verstehen. Im Geburtstags-Fest kommt an den Tag, was immer der Fall ist.

Ein 90. Geburtstag ist ein Zeichen des Segens. Denn wie soll man es anders verstehen, dass ein individuelles Leben gerade in seiner Zeit, an seinen Orten, so erhalten wurde? Trotz Krieg und Gefahr, in allen Wandlungen und Wendungen der Lebensgeschichte, gegen Krankheit und Sorge, von so viel Anerkennung und Liebe begleitet. Ohne Dankbarkeit ist dieses Fest nicht zu feiern.

Gerade in der Unterbrechung des Alltags tritt dessen Sinn zutage. Die Zeit, die das Fest einnimmt, weist auf die Zeit, in der das Leben verläuft – und vergeht. Das Heraustreten aus dem Strom der Zeit ist beides: Indiz der Vergänglichkeit – und Anzeichen, dass es im Leben um mehr als Vergänglichkeit geht. Diesem Sachverhalt widmet sich mein Gedanke.¹

¹ Dass am folgenden Tag, dem 10. Januar 2017, Trutz Rendtorff in München zu Grabe getragen wurde, unterstreicht, wie eng Leben und Sterben

1. Unerträgliche Endlichkeit

Dass wir endlich sind, ist ein trivialer Satz, der es freilich in sich hat. Menschliche Endlichkeit, die verdankt sich unterschiedlichen Erfahrungen. In der Regel handelt es sich um Erfahrungen der Differenz von Wollen und Können. Angesichts eines Aus-Seins-auf wird ein Widerstand erfahren, der es unmöglich macht, das Gewollte zu verwirklichen. Ohne dieses Ausgerichtetsein gäbe es kein Bewusstsein des Widerstrebenden und Begrenzenden. Das Medium dieser Erfahrung ist unser Leib. In der gegenständlichen Welt lebend, bewegt er sich in Konkurrenz zu anderen Gegebenheiten des materiellen Kosmos. Wir erfahren, indem sie sich äußert, Grenzen unserer Kraft. Sei es, dass unser Drang zu anderem aufgehalten wird; sei es, dass die eigene Kraft nachlässt oder versagt.

Doch was sich uns widersetzt, ist ja selbst endlich, so weit man auch den Rahmen spannen mag. Die Wirklichkeit: ein Geflecht von Endlichkeiten – und wir befinden uns mittendrin. Doch wo stehen wir, wenn wir das so sagen? Von woher baut sich denn dieses Bild vom Geflecht der Endlichkeiten auf? Wir könnten schon dieses Bild gar nicht erzeugen, nähmen wir nicht für uns eine Position in Anspruch, die sich dem Sachverhalt widersetzt, nur ein Endliches unter anderen zu sein. Wir verdanken das Bewusstsein unserer Endlichkeit nicht der Tatsache, als organismischer Körper im Zusammenhang des Kosmos zu existieren, zu entstehen und zu vergehen. Vielmehr verfügen wir über ein für uns spezifisches Bewusstsein der Endlichkeit, das Bewusstsein unseres Todes.

Das Todesbewusstsein ist nicht die Folge leiblicher Schwäche, von Krankheit und Verletzlichkeit. Es gehört uns als bewussten Wesen zu. Es meldet sich in ihm der Sachverhalt, dass wir nur so und darin wir selbst sind, dass wir im Verhältnis zu uns selbst stehen. Dieses Verhältnis zu uns selbst verlangt einerseits selbst vollzogen zu werden, auf welcher Stufe expliziten Bewusstseins auch immer. Andererseits entzieht es sich dem Muster, mit dem wir Verhältnisse zu anderem aufbauen, weil es allem Verhalten zu anderem immer schon vorgegeben ist, ohne von uns selbst geschaffen worden zu sein. Darum ist leibliche Hinfäl-

zusammengedören. Darum schließen diese Zeilen zu Ehren meines philosophischen Lehrers das Gedenken an meinen theologischen Lehrer ein.

ligkeit Indiz, aber nicht Grund der Endlichkeit; erst vom Bewusstsein des eigenen Todes her – der ja noch aussteht! – werden die Phänomene des Mit- und Nebeneinanders endlicher Wesen als Anzeichen humaner Endlichkeit verstehbar.

Im Leib als sterbliche Menschen zu leben: das macht die Signatur menschlichen Lebens aus. Und genau das macht die Endlichkeit, streng betrachtet, unerträglich. Denn vom Todesbewusstsein her vermittelt sich die Angst; sie geht nicht auf den leiblichen Verfall, sondern auf die Inkohärenz des eigenen Selbstseins. Gerade weil die Endlichkeit sich aus der eigenen Verfassung heraus, nicht aufgrund äußerer Vorgegebenheiten, aufbaut, ist sie unerträglich. Durch kein Gerede von Bescheidung und Verzicht lässt sie sich dieses Gefühl der Unerträglichkeit beruhigen, durch keine Entschlossenheit, keinen Heroismus überwinden. Verweist also die unerträgliche Endlichkeit auf eine spezifische Art von Unendlichkeit? Ja und nein.

2. Unerträgliche Unendlichkeit

Es gibt so etwas wie Reflexe auf die unerträgliche Endlichkeit. Sie reagieren auf die Spannung, die zwischen dem Endlichkeitsbewusstsein und der Ahnung des Unendlichen herrscht – und sie wollen diese Spannung zum Erliegen bringen.

Die erste Variante dieser Strategie besteht darin, dass die Last der Endlichkeit dadurch gemildert werden soll, dass sie von vornherein in einem Horizont des Unendlichen gesehen wird. Jedes einzelne Leben ist so wichtig, für das jeweilige Individuum ebenso wie für die Mitlebenden, dass es auf seine Weise erhalten werden soll. Weil aber der Tod dazwischenkommt, den ja niemand leugnen kann, stellt sich die Kontinuität des Individuums als Wiederkehr dar. Dieses Motiv steckt hinter der aktuellen westlichen Adaptation fernöstlicher Reinkarnationsvorstellungen. Dabei wird unterstellt, dass es eine Form des Selbstverhältnisses gibt, welches von seiner leiblichen Daseinsweise unterschieden werden kann, sodass es zu einer Art erneuter Verkörperung desselben Subjekts kommen kann.

Doch diese Intention erreicht ihr Ziel nicht. Denn wenn es tatsächlich um eine auf Dauer gestellte Wiederholung der uns bekannten endlichen Existenz gehen soll, dann kann deren Resultat nur die

abermals auftretende Unerträglichkeit der Endlichkeit sein. Dasselbe Leben immer wieder noch einmal zu durchleben stellt schon bei nur etwas näherer Überlegung kein tröstliches Versprechen dar. Insofern ist die Hoffnung auf individuelle Wiedergeburt keine Lösung für das Endlichkeitsproblem – zumal sich eine tragfähige Lösung ja in der gelebten Gegenwart bemerklich machen müsste.

Nun könnte man mit dem Reinkarnationsgedanken natürlich auch die Vorstellung einer künftigen Besserung des individuellen Lebens verbinden, also so etwas wie einen Ausgleich der jetzt bekannten Defizite in Aussicht stellen. Doch auch das verfängt nicht. Denn erstens wäre die Gewissheit eines künftig gewandelten Lebens im Vergleich zum jetzigen nicht leicht begreifbar zu machen – warum sollte dann möglich sein, was es nicht jetzt schon wäre? Zweitens würde auch eine noch so radikale Wandlung des Lebens die kategoriale Differenz zwischen Endlichkeit und Unendlichkeit nicht überwinden können. Immerhin kann diese Variante, mit dem Problem der unerträglichen Endlichkeit umzugehen, als Vorbereitung auf den anderen Typ angesehen werden, der Endlichkeit an der Unendlichkeit Anteil zu geben.

Auf dieser Seite wird, statt die Endlichkeit zu perpetuieren, mit dem ganzen kategorialen Gewicht der Unendlichkeit operiert. Denn das wandelbar Endliche fällt doch angesichts des unendlich Unwandelbaren nicht wirklich ins Gewicht. Die Ahnung im endlichen Leben, irgendwie aufs Unendliche bezogen zu sein, drückt sich dann darin aus, dass die Beschwerlichkeiten der Endlichkeit, Krankheit und Verfall, Sorge und Leid, weggenommen werden: das Leben geht ein in einen neuen Status unwandelbaren Daseins. Damit wird die dominante Stellung des Unendlichen ernst genommen; aber auf Kosten der Eigenart des Endlichen, dem seine Besonderheit schlicht geraubt wird. Dann mag es eine künftige Unendlichkeit geben – aber für wen, wenn kein endliches Leben mehr da ist, dem sie zgedacht ist?

Weder eine unendlich fortgeschriebene Endlichkeit noch eine unendliche Unendlichkeit können als Wahrnehmung des Lebensverhältnisses, das sich durch seine konkrete Endlichkeit auszeichnet, in Betracht kommen. Die spezifische Unendlichkeit, nach der wir fragen, ist so noch nicht in den Blick geraten. Beide Varianten, umrisshaft angedeutet, leiden an demselben Mangel: dass sie die Endlichkeit wesentlich über die empirischen Beschränkungen leiblichen Lebens auslegen – sodass einmal diesen Begrenzungen dadurch Rechnung getra-

gen werden soll, dass sie sich immer wieder als Aufgabe stellen; sodass diese ein andermal, weil sie doch empirisch nie zu überwinden sind, schlicht abgeschafft werden sollen.

3. Die endliche Signatur des Unendlichen und die individuelle Unendlichkeit endlichen Lebens

Endliches Leben im Horizont des Unendlichen: Um das zu verstehen, ist ein noch genauerer Blick auf die Bedingungen der Endlichkeit nötig. Für uns Menschen in unserem bewussten Leben ist unser Selbstverhältnis darin gegeben, dass wir auf uns selbst zurückzukommen vermögen. Das setzt voraus, sich auf anderes zu beziehen, welches dann aber den Rückweg zu sich erlaubt. Dieter Henrichs ursprüngliche Einsicht in die Verfasstheit von Subjektivität lässt sich auch als Schlüssel für dieses Problem gebrauchen. Dabei zieht vor allem das Verhältnis Interesse auf sich, das zwischen dem aktiv sich Beziehenden und dem Bezogenen waltet, zwischen, kurz gesagt, Ich und Sich im Vorgang des Sich-Beziehens. Denn das Gegenüber, zu dem ich mich in Beziehung setze, bin ja Ich – auf der Stelle des Gesetzten. Indem diese Beziehung aber elementar ist, gehört die Bewegung von Umweg und Rückweg zum Vollzug eigener Identität.

Allein: Diese Bewegung besitzt, wie wir wissen, ihre eigenen Komplikationen. Nicht nur die, dass das Gegenüber, auf das ich mich beziehe, seine Objektstellung durch die von ihm nicht wegzudenkende Leiblichkeit behauptet; auch dass die Bewegung der Identität zu sich zurückfindet, ist alles andere als selbstverständlich. Denn bei dem Gelingen der Ich-Identität geht es ja nicht um ein Realisieren oder Herstellen im üblichen Sinne, sodass es auf unser Vermögen ankommt. Es gibt auch keine Instanz, die uns dieses Gelingens vorab versichert, so dass wir den Existenzvollzug in ihrem Namen geschehen lassen könnten. Vielmehr waltet zwischen dem Ich als Subjekt im Selbstvollzug und dem Sich, durch das das Ich sich erst vollendet, eine untilgbare Spannung, die immer nur durchlebt, nie aber beherrscht und als bewältigte Differenz abgelegt werden kann.

Ebendiese Struktur des vorwillentlich Unwillkürlichen im Ich-Vollzug ist nun aber der Ort, an dem das Verhältnis von Endlichkeit und Unendlichkeit zu Hause ist. Denn dass wir uns selbst haben – in dem

genannten Prozess – das ist uns unweigerlich gewiss, das gehört unbedingt zu uns, das macht unser Dasein aus. Wer diese Identität vollzieht, kann sie nicht wieder in Frage stellen – denn welches wäre das Subjekt, das dies vermöchte? Dass und wie sie sich aber vollzieht, findet im Bedingten statt: Ich gibt es nur in der Welt, sowenig das Ich-Vermögen überhaupt aus der Welt stammen kann.

Man kann die Struktur dieser Ich-Identität rekonstruieren. Dann stößt man darauf, dass die Reflexivität, von der analytisch Gebrauch gemacht wird, ihrerseits schon im Selbstbezug des Ich vorliegt, aber vom konkret erfüllten Selbstbezug abstrahiert wird. Die Bewegung des Zugehens auf anderes im Interesse der Rückkehr zu sich stellt gewissermaßen die Form dar, die man auch vom konkreten Selbstbezug abstrahieren kann, um sie analytisch auf andere Fälle anzuwenden. Es wird aber nicht umgekehrt gelingen, die abstrakte Reflexivität als Grundlage der gehaltvollen Selbstbeziehung auszulegen. Im Gegenteil: Wenn man das versucht, dann stellt sich die leibhafte Verfassung menschlichen Lebens als unbegreifbares Verhängnis heraus.

Gerade die Analyse der Ich-Identität zeigt nun aber, dass bewusstes Selbstsein und leibliche Existenz gar nicht zu trennen sind – und dass darum die empirische Endlichkeit ein Implikat der Endlichkeit des Selbstseins darstellt. Das bedeutet aber, dass unsere Frage nach dem Verhältnis von Endlichkeit und Unendlichkeit im menschlichen Leben sich auf den Knoten dieses Existenzvollzuges zu konzentrieren hat. Was wir darin aus eigener Erfahrung kennen, ist die Tatsache, dass wir in der Beziehung auf uns selbst bei uns selbst ankommen. Wenn wir uns nun aber klarmachen, dass dieser Weg, so vertraut er scheint, doch eine geheime Voraussetzung in sich trägt – eben die Passgenauigkeit dieses Rückweges oder das Gelingen des Lebens, dann taucht die Frage auf, ob und wie dieser Umstand noch einmal einer eigenen Thematisierung fähig und bedürftig ist.

Man kann – auch das ist möglich – die Frage auf sich beruhen lassen und sich mit dem ja meist gelingenden Selbstvollzug zufriedengeben. Dann lebt man sein Leben in Treue zu sich selbst; vielleicht, warum nicht, auch zu anderen – und lässt doch eine tragende Voraussetzung dieses Gelingens außer Betracht.

Nimmt man die Frage nach der Bedingung der tatsächlich sich realisierenden Möglichkeit der Selbstbeziehung aber auf, dann ist eine Deutung dieses Sachverhalts erforderlich. Dann wird es nötig, für das

unausgesprochene Voraus der eigenen Selbstbeziehung Namen zu finden, die sich von allen Gegenständen der Welt, des Kosmos, unterscheiden – Namen also, die sich mit dem Resultat, nämlich der individuellen Selbstbeziehung, auch verbinden lassen. Der Rekurs auf Kräfte oder dergleichen, auch auf Alleinheitsfiguren, wird an dieser Stelle nicht ausreichen, um das Dasein eigenen Selbstbezuges zu begründen. Es wird, wie immer man es betrachtet, die Erörterung des Gottesgedankens unausweichlich.

Bedenkt man den Gottesbegriff von dieser Seite subjektiver Identität aus, dann kann man sagen, dass sich Gott selbst am Selbstvollzug des Menschen gründend beteiligt; er ist im Selbstsein der Menschen vorhanden – und zwar in ganzer Breite und mit allen Konsequenzen, auch denen des leiblichen Daseins. Darum besitzt das Unendliche, als Gott verstanden, eine endliche Signatur. Aus demselben Grund gilt nun aber weiter: Es gibt auch eine individuelle Teilhabe endlichen Lebens – in seiner zugleich empirischen Konkretion – am Unendlichen. Fasst man beide Aspekte zusammen, dann sieht man, wie im endlichen Leben ewiges Leben verborgen liegt.

Das wäre jedenfalls eine Lebensperspektive, die man ausprobieren könnte, wenn es um den phänomenal aufgewiesenen Zusammenhang endlichen Lebens im Horizont des Unendlichen geht. Eine Perspektive, die das Grundproblem der Endlichkeit deutet, welches sich im Bewusstsein selbst meldet, und zugleich die Verbindung zum Unendlichen aufrechterhält.

Unsere Marburger theologische Fakultät hat nicht zuletzt deshalb Dieter Henrich als theologischen Ehrendoktor gewonnen und die Verbindung mit ihm gesucht, weil er wie kaum ein anderer das Denken genau an diese Grenze führt, sich dem Endlichen verpflichtet zu wissen, ohne die Dimension des Unendlichen vergessen zu können.

Dieser Geburtstag als bewusste Unterbrechung des Alltags ist ein Fest, das sich dieser besonderen Beziehung von Endlichkeit und Unendlichkeit widmet. Es erinnert daran, dass wir es mit der Zeitlichkeit und Vergänglichkeit des Lebens aufnehmen können, weil dem endlichen Leben ewiges Leben verheißen ist.